

vorher definierten Ziele erreicht wurden und ob es ein plausibles Konzept für eine weitere Förderung gibt. Ein Expertengremium unterbreitet Förderempfehlungen, die die Grundlage politischer Entscheidungen bilden.

Während auf diese Weise eine regelmäßige Prüfung der Förderwürdigkeit – definiert nach klaren politischen Zielsetzungen – erfolgt, vermittelt die institutionelle Förderung in Deutschland oft das Gefühl, hier bestimme das Prinzip »Einmal gefördert, immer gefördert«. Warum beispielsweise die Bayreuther Festspiele GmbH – ohne Frage bedeutsame Festspiele – seit Jahrzehnten vom Bund mit erheblichen Mitteln (2010 knapp 2,2 Mio. Euro) unterstützt wird, überzeugt angesichts des zahlungskräftigen Publikums und der Attraktivität für private Sponsoren nicht. Für Neues und Innovatives, etwa im Bereich der improvisierten Musik, fehlt das Geld.

Wir können aus den positiven Erfahrungen bei der Kulturförderung des Bun-

des zum Erhalt der ostdeutschen kulturellen Infrastruktur lernen. Das so genannte »Blaubuch Ost« identifiziert Kultureinrichtungen in Ostdeutschland von nationaler Bedeutung und schafft die Grundlage für eine finanzielle Beteiligung des Bundes mit bis zu 50 %. Dieser Ansatz sollte auf die alten Bundesländer übertragen werden. Indem auf Vorschlag von Experten in Ost- und Westdeutschland Kultureinrichtungen von nationaler Bedeutung gefördert werden, stärkt der Bund seine Verantwortung, erhöht die Transparenz seiner Kulturförderung und entlastet Länder und Kommunen bei der Finanzierung der national bedeutsamen Einrichtungen.

Diese Diskussion über ein neues kooperatives Zusammenwirken ist dringend notwendig und geboten! Zum Erhalt und zur Gestaltung der kulturellen Infrastruktur müssen Bund, Länder und Kommunen zusammenarbeiten und gemeinsam Schwerpunkte in der Kulturpolitik setzen können.

Kristina Volke

Zukunft erfinden

Warum die Krise Chancen für neue Kulturkonzepte birgt

Unsere Autorin hat sich bereits in der mit Christoph Links herausgegebenen Publikation Zukunft erfinden. Kreative Projekte in Ostdeutschland (2009) mit den Schwierigkeiten und Chancen von ländlichen Peripherien beschäftigt. Sie beschreibt das kreative und auf neuen Eigeninitiativen bauende Potenzial solcher Gegenden am Beispiel des brandenburgischen Dorfes Klein Leppin.

Kristina Volke

(* 1972) ist Kunst- und Kulturwissenschaftlerin und arbeitet als Autorin, Kuratorin und Wissenschaftlerin in Berlin.

2010 erschien: *Intervention Kultur. Von der Kraft kulturellen Handelns* (Hg.).



Das Dorf Klein Leppin liegt in der Prignitz, in einem Landstrich Brandenburgs, der sich weder bedeutender Historie noch großer Gegenwart rühmen kann. Hügelig ist das Land und weitläufig. Die Elbe und ihre Nebenflüsse gliedern endlose Flächen aus Wiesen, Wald und Weiden, und über allem liegt eine geradezu unwirkliche Ruhe.

Natürlich versuchen die Bewohner der Prignitz, aus ihrer Landschaft Profit zu schlagen. Sie wünschen sich, dass die Idylle ausreichen möge, der Region wenn nicht Glanz, so doch den Status eines touristischen Geheimtipps zu verleihen, doch ist die Konkurrenz um Reisende, die solche Qualitäten der Landschaft und ihrer natürlichen Schönheit suchen, auch in Brandenburg hoch.

Richtet man den Blick auf die hier lebenden Menschen, so zeigt sich, dass die landschaftlichen Verheißungen wenig mit deren Lebenssituation zu tun haben. Im Regionalranking der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft (INSM) belegt die Prignitz Platz 394 von insgesamt 409 Kreisen und kreisfreien Städten. Der Demografieindex, der die Altersstruktur der Bevölkerung und somit auch das Verhältnis zwischen den Anteilen von Alt und Jung wiedergibt, liegt im bundesweiten Vergleich bei 397, die Steuerkraft der Gemeinden bei ca. 369 Euro je Einwohner und damit bei weniger als der Hälfte des Bundesmittels. Noch schlechter geht also kaum, wobei die INSM dieser Bestandsaufnahme immerhin noch einen positiven Aspekt abzugewinnen vermag, denn ihrer Analyse nach wird der Kreis Prignitz aufgrund der spezifischen Wirtschaftsstruktur vor Ort von den Folgen der aktuellen Konjunkturkrise nur schwach betroffen sein.

Oper im Schweinestall

Klein Leppin liegt mittendrin. Mit nur 70 Einwohnern handelt es sich um ein Dorf ohne eines der berühmten drei »Ks«, die gemeinhin das Kommunikationszentrum von Dörfern darstellen. Es hat also weder Kirche, noch Konsum, noch Kneipe. Einziger Lebensmittelpunkt war bis zur Wende 1989 ein Schweinestall gewesen, der vielen Ansässigen eine Arbeit bot. Aufgrund der neuen Verhältnisse schnell funktionslos geworden, bestimmte der Stall trotzdem

weiterhin das Zentrum des kleinen Dorfes. Groß und kompakt steht er inmitten der von Gärten umgebenen Häuser und erzeugt ein geradezu surreales Gefühl, womit er an russische Filme der 80er erinnert, in denen jede Naturpoetik durch plötzlich auftauchende, tote Bauten brutal als Illusion entlarvt wird.

Um es vorweg zu nehmen, der Stall ist heute nicht viel schöner, aber er ist inzwischen Schauplatz eines kleinen Festivals namens »Dorf macht Oper«, das seit 2005 jeden Sommer stattfindet. Initiiert wurde es von zugezogenen Berliner Musikern, die die seltsame, auf Veränderung drängende räumliche Situation mit den eigenen Möglichkeiten zusammenführten. Sie taten, was nahe lag: Sie gründeten mit anderen Klein Leppinern den Verein *Festland e.V.* und begannen mit dem Opernprojekt im Schweinestall, jedoch nicht als reines Touristenspektakel, sondern um eine Leerstelle im Innersten des Dorfes und damit im Lebensraum seiner Bewohner zu füllen.

Viel wäre darüber zu berichten, wie die Initiatoren Verbündete fanden und wie die ursprüngliche Idee zu einem Gemeinschaftsprojekt des ganzen Dorfes wurde – keineswegs ungebrochen, sondern in einem Prozess, in welchem die Beteiligten sich darüber verständigten, was sie mit wem und mit welchen Mitteln, vor allem aber zu welchem Zweck veranstalten und mit wem sie dafür Bündnisse eingehen wollen, was für sie Erfolg bedeutet und wie sie damit umzugehen gedenken.

Das kleine Festival weist damit weit über sich hinaus und ist mehr als nur eine kulturelle Erfolgsgeschichte. Es ist vor allem ein außergewöhnliches Beispiel dafür, wie man an einem Ort, der nach statistischen Daten und politischen Erfahrungen am Ende jeder Agenda steht und zu den aufgegebenen Orten der ostdeutschen Peripherie zählt, Entwicklung ermöglichen und so etwas wie Gemeinwohl herstellen kann, obwohl der Staat sich fast vollständig zurückgezogen hat.

»Changemaker« jenseits staatlicher Kulturpolitik

Mittlerweile existieren zahlreiche ostdeutsche Initiativen und Projekte, die in ihrer Motivation denen der Klein Leppiner ähneln. Der Leitgedanke bei der Beschreibung solcher Initiativen lässt sich mit der Idee der internationalen Debatte um so genannte *changemaker* verknüpfen, einem Begriff, der benutzt wird, um Menschen zu beschreiben, die die Entwicklung selbst in die Hand nehmen und damit das Leben oft nachhaltiger verändern als die großen Player aus Politik und Wirtschaft. In Verbindung steht er mit dem in der Sozialwissenschaft gebräuchlichen Begriff des *social entrepreneurs*, des Sozialunternehmers, der einen nicht neuen, aber unter entwicklungspolitischen Gesichtspunkten zu neuer Bedeutung gelangenden Akteurstyp meint, welcher gerade in Krisengebieten und Krisensituationen Projekte verwirklicht, die zu einer entscheidenden, nachhaltigen Verbesserung des Lebens vor Ort beitragen. Klassische Beispiele sind Akteure, die sich in Südafrika für die Pflege von AIDS-Patienten einsetzen, in Indien Kinderschutz- oder Behindertenprogramme etablieren oder in Porto Alegre Konzepte für kostengünstige ländliche Elektrifizierung entwickeln. *Social entrepreneurs*, wie sie etwa von David Bornstein beschrieben werden, stehen für ein typisch amerikanisches Konzept, das vom Vertrauen in den Bürger (*Citoyen*) und die Bürgergesellschaft geprägt ist, die beide aus eigener Kraft heraus Erneuerung bringen. Der Staat bzw. seine Strukturen und Apparate bilden diesem Konzept nach das genaue Gegenteil. Von ihnen wird keine Regeneration, kein Wandel erwartet. Genau das ist aber die besondere Qualität der Sozialunternehmer, die – an den Grenzen

des Wohlfahrtsstaates agierend – den Bürgerstaat neu erfinden. Ihre gesellschaftliche Rolle wird umso deutlicher, bettet man die *social entrepreneurs* in den im Englischen gebräuchlichen Begriff der *agents of change* (oder eben *changemaker*) ein – eine Bezeichnung für Akteure, die in den verschiedenen gesellschaftlichen Feldern neue Konzepte des Handelns praktizieren, damit einen Wandel herbeiführen und zur treibenden Kraft einer Gesellschaft und nicht zuletzt des Staates werden können.

Darin besteht auch die Verbindung zu den ostdeutschen Initiatoren des Opernprojekts in Klein-Leppin: Was sich so einfach und folgerichtig anhört, ist in Wirklichkeit eine enorme Leistung. Denn diese liegt nicht allein darin, dass es den Initiatoren gelang, bei den Dorfbewohnern Interesse und Engagement für die Kunstform der Oper zu wecken, sondern vor allem auch darin, sich auf dem Rücken dieses künstlerischen Vehikels einen eigenen kommunikativen Raum erobert zu haben und durch gemeinsames Handeln Gemeinschaft zu stiften, welche in Krisenzeiten eher Großinstitutionen wie die Kirche oder der Staat zu schaffen in der Lage sind, weil nur diese die Eigendynamik schlechter Zeiten überdauern und aushalten können.

Changemaker stehen damit für ein Konzept, in dem Entwicklung als polyzentrischer, akteursbetonter Prozess und nicht als elitengesteuerte »Durchreichung« von oben nach unten abläuft – aber eben auch nicht als ihr Gegenteil: der so genannten *Grassroot*-Bewegung. Die Chance, Entwicklung trotz Krise und Politik als einen Prozess auf Augenhöhe zu gestalten, indem konkrete lokale Erfordernisse ausgehandelt und Potenziale gefördert werden, gehört zu den großen Herausforderungen der Gegenwart.